



---

Anna Schwarz

**Rezension zu: Michael Brie, Rolf Reißig, Michael Thomas (Hg.): Transformation. Suchprozesse in Zeiten des Umbruchs. LIT Verlag Münster-Hamburg-Berlin-Wien-London, 2016 , 354 Seiten**

Veröffentlicht: 12.04.2017

---

Die Transformation ist tot – es lebe die Transformation?

Auf den ersten Blick mag es schon verwundern, dass gerade Autor\*innen im Umfeld des Brandenburg-Berliner Instituts für Sozialwissenschaftliche Studien (BISS e.V.) sich erneut dem „Transformationsbegriff“ zuwenden, nachdem sie ihn gerade im Jahr 2000 als quasi erledigt oder „aufgehoben“ verabschiedet hatten (vgl. BISS 2000). Aber auf den zweiten Blick wird deutlich, dass hier ein anderer Typ von Transformation zur Debatte steht. Der vorliegende Band vereint im Wesentlichen Beiträge von 16 Sozialwissenschaftler\*innen, die sich im Herbst 2015 zu einer gemeinsamen Konferenz des BISS und des Instituts für Gesellschaftsanalyse der Rosa-Luxemburg-Stiftung getroffen hatten. Einige von ihnen sind bereits seit längerem Mitglieder der Leibniz-Sozietät oder/und des Arbeitskreises „Gesellschaftsanalyse“. Im vorliegenden Band identifizieren sie eine Vielfalt neuerer Begriffsverwendungen von „Transformation“ in Wissenschaft, Politik und Gesellschaft, oft jenseits des Bezugs auf post-sozialistischen Wandel, ein Revival mit allerdings veränderten Bedeutungszuweisungen. Etliche, zwischenzeitlich vorgelegte, eigene Publikationen mögen zum gemeinsamen Bemühen um eine Neujustierung des Transformationsverständnisses ebenso bewogen haben, wie manche Lust auf Widerspruch zum umfangreichen „Handbuch Transformationsforschung“ (Kollmorgen/Merkel/Wagener 2015). Denn nun sehen die Herausgeber und Autor\*innen des hier zu besprechenden Bandes eher die Notwendigkeit einer reflexiven Wendung, einer „Kritischen Transformationstheorie“, die sich abwendet vom bisherigen Paradigma intentionaler, gesteuerter, systemischer, eher imitativer Umbrüche von Wirtschaft und Gesellschaft, und zwar in Theorie, Empirie und Praxis. Der vorliegende Band fokussiert dazu in grober Dreiteilung die Makro-, Meso- und Mikroebene derartiger Überlegungen. In allen drei Dimensionen geht es hier um offene Suchprozesse und „Durchbruchstellen“ hin zu einem anderen Entwicklungspfad, um Übergangsprozesse als Bestandteil und Ergebnis einer „Großen Transformation“, teilweise „über den Kapitalismus hinaus, noch innerhalb kapitalistischer Verhältnisse“ gedacht (350). Unterhalb dieser gemeinsamen thematischen und begrifflichen Klammer finden sich allerdings höchst verschiedene, teils direkt divergierende Akzentsetzungen bei den einzelnen hier versammelten Autor\*innen.

Eingangs plausibilisiert Michael Thomas in seinem Beitrag diesen veränderten Zugriff und benennt als das Ziel „kritischer Transformation“ einen „epochalen Bruch menschlicher, gesellschaftlicher Entwicklung, der die Moderne – als Entwicklung, die über den Kapitalismus hinausgreift, durch diesen aber wesentlich geprägt wurde und wird – selbst „verabschiedet“ (15). Als „Anforderungen wie Konturen“ für ein solches Transformationsprojekt benennt er cursorisch nichts Geringeres als „sozialökologisches Entwicklungsmodell; Bruch mit dem Profitmotiv; Postwachstumsgesellschaft; Grenzen von Anthropozän/Kapitalopozän; neues gesellschaftliches Naturverhältnis etc.“ (16). Er selbst plädiert hier im Kern für eine neue handlungstheoretische Grundlegung dieser kritischen Transformation(sforschung), die „die kreative und produktive Funktion sozialer Erfahrung und alltäglicher Praxis“ fokussiert (24). Hierfür denkt er eine Reihe etablierter Ansätze zusammen: Ausgehend von Autoren wie Alfred Schütz, Hans Joas, Elinor und Vincent Ostrom, Erik O. Wright sowie Meinhard Creydt möchte er das klassische Akteurs- und Handlungskonzept der Moderne, den „zweifachen Dualismus“

von Ego und Alter Ego ebenso wie den von Mensch und Natur, das „Primat des Individuums“, den „Egoismus gegenüber Sozialität und Natur, .. (die) sozial und ökologisch dominierenden instrumentellen bzw. reinen Nutzenkalküle“ überwinden (28). Mit der Hoffnung auf die Möglichkeit einer anderen, sozial eingebetteten, auch kooperativen statt kompetitiven Handlungslogik steht Michael Thomas längst nicht allein; gerade im jüngeren US-amerikanischen Diskurs hatten Autoren wie Richard Sennett (Sennett 2012) und Yochai Benkler (Benkler 2011) hierzu viele Impulse gesetzt. Allerdings zeigt sich meines Erachtens, dass selbst ursprünglich kollaborativ entwickelte technische Lösungen (Open Source, wie Linux z.B.) durchaus wieder von der üblichen Konkurrenzlogik etablierter Unternehmen (wie IBM) aufgesogen wurden. Auch Gemeinschaftsunternehmen oder Coworking Spaces müssen sich ihrerseits nach außen hin in Marktmechanismen bewegen, wenn sie als Organisation bestehen wollen. Mir scheint also: selbst wenn sich auf einer Mikroebene kollaborative Handlungsmuster etablieren mögen, so bedeutet dies auf der Meso- und Makroebene (Unternehmen und Gesamtwirtschaft/Gesellschaft) noch keineswegs eine Verabschiedung bisheriger Markt- und Wettbewerbsmuster (wie sich auch am enormen Potential und Einfluss der heutigen IT-Schlüsselunternehmen zeigt). Michael Thomas räumt abschließend selbst ein, dass die angestrebte, andere „Praxis nicht absolut gesetzt werden kann, nicht völlig den Sachzwängen und Notwendigkeiten von Markt, Ökonomie, Technologie etc. entsagen kann“ (34), aber dennoch eine „Verschiebung sich durchsetzender Entwicklungsorientierungen“ anstreben solle (ebd.). Es scheint also noch viel weitere wissenschaftliche Beobachtung und praktisches Experimentieren gefragt. Gerade für den heute aktuellen Kontext der „digitalen Transformation“ von Wirtschaft und Gesellschaft (wovon hier noch keine Rede ist, sondern wozu eine separate spätere Publikation anvisiert wird) sollten aber meines Erachtens ebenso die Ansätze der Akteurs-Netzwerktheorie (vgl. z.B. Latour 2007), einer Hybridisierung von Mensch und technischen Systemen viel stärker mitgedacht werden. Auch die soziologische Handlungstheorie hat längst einen systematischeren Brückenschlag zu neuropsychologischen Einsichten zur Verknüpfung rationaler und emotionaler Entscheidungsmechanismen (vgl. z.B. Roth 2011) verdient, was sie durchaus nicht auf einen „methodologischen Individualismus“ zurückwerfen muss.

Rolf Reißig, Johanno Strasser, Jan Turowski und Michael Brie greifen den theoretischen Faden dieses ersten Teils des Bandes auf. Rolf Reißig widmet sich dem „Transformations“-Begriff auf sehr grundsätzlicher Ebene, zeigt bisherige Umbrüche in historischer Systematisierung in vier Etappen seit Ende des 18. Jahrhunderts bis heute (57f.), und referiert ausführlich die Entwicklung seines eigenen Verständnisses einer heute anstehenden „Großen Transformation“. Als veränderten, aktuellen Kontext hebt er hervor: „Der Blick richtet sich nun zuerst auf die modern-bürgerlichen Gesellschaften des Westens als Objekt und potenzielles Subjekt einer Transformation“ (42). Zugleich will er „die Große Transformation (dieser Epoche) als sozial-ökologischen Wandel“ verstehen, der sich weltweit entwickelt (57). Auch selbstreflexiv gewendet formuliert er als bislang ungelöste „Gretchenfrage“ die nach dem „Wie“ und dem „Wer“ (60) einer heute anstehenden, sich „evolutionär vollziehenden und zu gestaltenden“ (46) Transformation. Gewissermaßen als Lackmustest für das Gelingen eines solchen Richtungswechsels (im Kapitalismus und über ihn hinaus) betrachtet er die nur in der Praxis entscheidbare Frage: „Entsteht ein funktionierendes System wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung und individueller Selbstentfaltungsmöglichkeiten, vermittelt durch eine neue Regulationsweise?“ (50). Hier werden also weder der „Entwicklungs“-Begriff, noch der des Individuums hinterfragt. Nun soll eine andere, auch nicht nur imitative „Transformation“ in eine neue, bessere Gesellschaft führen. Eine historisch weit zurückgreifende Reflektion des „Fortschritts“-Begriffs findet sich hingegen im Beitrag von Johanno Strasser, der hierzu bereits in der Antike ansetzt (71 f.) und dabei die auch immer vorhandenen, skeptischen Positionierungen mit skizziert. Für die Gegenwart formuliert er 11 große Aufgaben (84f.) für einen neuen Typus weltweiter, nachhaltiger Wohlstandsproduktion. Strasser beklagt zugleich, dass Politiker heute kaum noch einen Anspruch auf „Steuerung“, sondern höchstens auf „Gestaltung“ technischer, ökologischer oder wirtschaftlicher Prozesse vertreten würden (79f.)

Jan Turowski widmet sich dem „Diskurs über Transformation“ und der „Transformation als Diskurs“. Dabei greift er bis auf Karl Polanyis Ansätze von 1944 einer „Großen Transformation“ (93) so-

wie zahlreiche internationale und deutsche Konzepte zurück. Turowski arbeitet eine Unterscheidung von drei Arten/Intentionen von Transformationsdiskursen – Verhinderung, Systemstabilisierung, Systemüberwindung – heraus (100f.) und setzt sie in Beziehung zu vier Ebenen (103f.) von Transformationsdiskursen (Policy, Regulations-Paradigmen, Narrationen, Epistemologie). Er formuliert eine deutliche Kritik an systemüberwindenden Transformationsdiskursen, da sie die „Policy-Diskursebene im politischen Nahbereich“ (107) kaum mit thematisieren würden. Allerdings scheint mir der hier extrem weit gespannte Bogen von Quellen über Jahrzehnte und Ländergrenzen hinweg extrem herausfordernd, um eine griffige „Diskursanalyse“ (im Sinne von Michel Foucault und praktikabler auch Reiner Keller) vorlegen zu können, so dass seine Titelwahl vielleicht falsche Erwartungen wecken kann. Stattdessen findet sich hier wohl eher eine Meta-Diskurs-Analyse.

Der Beitrag von Michael Brie beginnt mit seiner klaren Distanz zum, auf Imitation und nachholende Entwicklung fokussierten Ansatz (114f.) des Handbuches von 2015 (Kollmorgen, Merkel, Wäger 2015). Aber ebenso kritisiert er, dass bei Michael Thomas (Thomas in Brie 2014) „der Ziel- und Steuerungsaspekt und die Intentionalität ... gegenüber dem Aspekt von Offenheit, Lernen, Spontaneität, lebensweltlicher Fundierung verloren (geht)“ (117). Sodann stellt er die Große Französische Revolution als „Urknall der Moderne“ (123ff.), gerade auch in der Intentionalität der diversen Akteure dar. Bries eigenes Credo lautet: „Transformation ist (m.E.) ein offener Prozess, vorangetrieben durch Akteure mit relativ konstanten Grundintentionen“ (118). Schließlich versucht er, ein neues methodologisches Analysekonzept zu entwickeln, das die „Ressourcen“ als vermittelndes Drittes zwischen Akteuren und Institutionen einführt. Dazu greift Brie auf Ansätze von Bob Jessop, Anthony Giddens, Renate Mayntz/Fritz W. Scharpf, Antonio Gramsci und Elenor Ostrom zurück, um sein Modell eines „Akteurszentrierten Reproduktionsansatzes in CPR-Systemen<sup>1</sup> und Diskursräumen“ (137) zu entwerfen. Anders als etwa Pierre Bourdieu<sup>2</sup> (und auch ohne auf ihn Bezug zu nehmen), geht Michael Brie hier aus vom bewussten, zumeist intendierten, interessegeleiteten Handeln der Menschen und deren Streben nach Verfügung über Ressourcen der Gesellschaft („ökonomische, soziale, politische oder kulturelle bzw. die Fähigkeit zur Gewaltanwendung ...nach innen ... und außen“ (133). In seinem Modell betrachtet Brie dann „als Elementarzelle der sozialwissenschaftlichen Analyse (die) Akteure in institutionellen Zusammenhängen, die die mehr oder minder komplexen Ressourcensysteme umformen und dabei auf Deutungssysteme zurückgreifen und diese ständig diskursiv verändern“ (137, vgl. auch seine Grafik ebendort). Mir scheint allerdings für einen Ansatz, der sich dezidiert als „Akteurszentriert“ versteht, die konkretere Qualifizierung und Ausdifferenzierung möglicher individueller oder aggregierter Akteure noch deutlich unterbelichtet (und dies, obwohl gerade Fritz W. Scharpf dazu eine spezifische Typologie vorgelegt und in der Anwendung demonstriert hat, vgl. Scharpf 2000). Mit Hilfe dieses vermittelnden Elementes der Ressourcen, ihrer unterschiedlichen Ausprägung und der intendierten Kämpfe der Akteure darum, möchte Michael Brie versuchen, die unterschiedlichen konkreten Entwicklungspfade – trotz im Kern identischen institutionellen Settings – innerhalb der staatssozialistischen Gesellschaften besser zu erklären (138). Dies wird hier allerdings nicht konkret weiter ausgeführt. Der Anspruch dieses neuen sozialwissenschaftlichen Erklärungsmodells ist zweifellos sehr hoch. Seine Erklärungskraft an konkreten Fällen zu demonstrieren steht ebenso aus, wie m.E. eine breitere Beachtung der diversen vorliegenden, sozialwissenschaftlichen Ansätze zur Analyse von Ressourcen, Akteuren und Pfadabhängigkeit. Aber man darf gespannt sein.

---

<sup>1</sup> CPR-Systeme sind nach Elenor Ostrom „Common Pool Resources-Systems“, mithin jener gesellschaftliche Handlungsraum auf Basis gemeinschaftlich genutzter Ressourcen, unabhängig davon, ob die Verfügung über sie privat, staatlich, kollektiv usw. erfolgt (vgl. 136).

<sup>2</sup> Pierre Bourdieu legte ja – ähnlich wie Giddens – einen theoretischen Ansatz zur Vermittlung von Handeln und Struktur vor, und fokussierte dabei gerade die oft unbewusste, verschleierte Reproduktion von Ungleichheits- und Herrschaftsverhältnissen durch die kombinierte Ressourcennutzung der Menschen -ihres ökonomischen, sozialen und kulturellen Kapitals (Bourdieu 1983).

Der zweite Teil des Bandes bündelt fünf Beiträge zu Fragen von „Steuerung und Demokratie“. Besonders bemerkenswert vielleicht, dass Helmut Wiesenthal seinen skeptischen Beitrag gerade hier und in diesem Band platziert hat, und nicht im o.g. umfassenden „Handbuch“ von 2015. Wiesenthal galt ja Vielen seit den 1990er Jahren als zentrale Referenz, wenn es um den Ansatz der postsozialistischen Transformation als intentionalen, gesteuerten, systemischen, eher imitativen und nachholenden Wandel von Wirtschaft und Gesellschaft ging. Nun jedoch betont Helmut Wiesenthal eher die – im Gegensatz den zu 1980er Jahren – deutlich komplexer und komplizierter gewordenen Bedingungen, wünschbare Konturen sozialen Fortschritts gerade in den westlichen Gesellschaften zu erreichen: Hierfür scheint die Regulationsmacht von Nationalstaaten und internationalen Organisationen deutlich zurückzubleiben hinter einer nun dominierenden „Plutonomy“. So bezeichnet er mit Bezug auf Wolfgang Streeck und City-Bank-Group-Analysten jene ein Prozent der weltweit Superreichen, deren wachsender Reichtum sich von den Steuereinnahmen und Verteilungspolitiken der Nationalstaaten abkoppelt und damit zur anhaltenden Wachstumsschwäche und zunehmender sozialer Ungleichheit beiträgt (180). Diese heutige „Plutonomy“ scheint ihm kaum geneigt, sich der drängenden globalen Probleme (Ressourcen, Umwelt, Staatsverschuldung, Rückbau der Sozialstaaten, Sicherheit...) anzunehmen (181f.) Aber auch die Mobilisierungschancen von Gegenkräften, und die Möglichkeiten einer politischen Koalitionsbildung dazu sei deutlich gesunken. Zugleich warnt Wiesenthal vor „neuen Utopien“ und distanziert sich auch von einer Steuerungs-idee gravierenden sozialen Wandels: „Wird ... die prinzipielle Steuerbarkeit gesellschaftlicher, das heißt komplexer, Transformationen unterstellt, scheint unter der Hand ein Gesellschaftsbild im Spiel zu sein, das eher dem der Autokratie als der liberalen Demokratie verwandt ist“ (S.189). Dies kann und soll wohl nicht das sozialwissenschaftliche Nachdenken und Beobachten, und die Suche nach kurzfristig sich auftuenden „Gelegenheitsfenstern“ für politische Reformprojekte völlig versperren (194). Allerdings plädiert Wiesenthal – fast im Sinne von Karl Poppers „piecemeal social engineering“ – dabei nicht für einen komplexen Masterplan, sondern nur für „eine Serie von Experimenten mit der sozialen Wirklichkeit“ (195). Priorität dabei „verdient die Förderung breiter, von Organisationsgrenzen und -identitäten unbehinderter Diskussionen“ (eb.), wobei eher der normative Kern der Reformprojekte im Mittelpunkt stehen sollte, und auch „die glaubwürdige Beherrschbarkeit der unvermeidlichen Risiken“ (194).

Dieser neuen Vorsicht in Punkto Steuerungsambitionen vermag sich Lutz Brangsch wiederum kaum anzuschließen. In seinem eher verwaltungswissenschaftlichen Beitrag geht er vom „ermöglichenden Staat“ aus: „Der Staat selbst verändert nicht die Realität, er schafft aber, gestützt auf das staatliche Gewaltmonopol, Möglichkeiten, die es den gesellschaftlichen Subjekten erlauben, Realität in einer bestimmten Art und Weise sowie Richtung zu verändern. Er ist in diesem Sinne Akteur, gleichzeitig aber auch Gegenstand der Transformation“ (149). In diesem Verständnis könne auch die Suche nach transformativen „Durchbruchstellen“ gefördert werden (eb.). Mit Bezugnahme auf die aktuellen europäischen Schuldenkrisen, aber auch die demokratischen Kontrollprobleme angesichts der Digitalisierung gerade in Bezug auf die staatlichen Sicherheits- und Gewaltorgane, und aufgrund sich „globalisierender Staatlichkeit“ (165) verweist er auf die realen Widersprüche staatlichen Handelns, die es genau zu analysieren gilt, um den „ermöglichenden Staat“ für die Zwecke transformativer Veränderungen nutzen zu können (170f.) Hans J. Gießmann begibt sich seinerseits auf die Suche nach einem neuen Verständnis von „Konflikttransformation“ (199 ff.), worin es weniger um Sieg oder Niederlage der Konfliktparteien, weniger um Zwang oder Anreize gehen solle, sondern eher um gemeinsame Lernprozesse (203), hin zu einem dauerhaft gewaltfreien Umgang miteinander, auf der Basis eines breiteren Verständnisses der vielfältigen sozialen Einbindungen sämtlicher Beteiligter.

Ulrich Brand vergleicht in seinem Beitrag die früheren Debatten um eine „nachhaltige Entwicklung“ mit dem heutigen Diskurs um eine „sozial-ökologische Transformation“ (210f.), dem er eine „radikale Semantik“ zuschreibt (213). Angesichts der heutigen Komplexität und Zusammenhänge verschiedener Krisendimensionen erscheinen allerdings auch Ulrich Brand – ähnlich wie zuvor Wiesenthal – die Grenzen politischer Steuerung nun noch deutlicher als in den 1990er Jahren (212). Nach einer Kritik an einer „neuen kritischen Orthodoxie“ unterstützt Brand grundsätzlich eher Ansätze einer „kritisch-emanzipatorischen Transformationsforschung“. Allerdings scheint ihm dabei etwa Rolf

Reißig's „Steuerungsoptimismus“ die nicht-intentionalen, langfristigen Veränderungen von Subjektivitäten, Wertvorstellungen, Dispositiven, Alltagspraktiken etc. zu wenig zur Kenntnis zu nehmen (219).

Daniela Gottschlich und Sarah Hackfort stellen in ihrem gemeinsamen Beitrag den Forschungsstand zu Konzepten einer „Demokratisierung gesellschaftlicher Naturverhältnisse aus politisch-ökologischer Perspektive“ (235) vor. Dabei beziehen sie auch aktuelle Entpolitisierungs- und Politisierungsprozesse mit ein, und zeigen an den Beispielen der Energiewende, der Agro-Gentechnik und der Bioökonomik die Vielfalt und Dynamik in den Auseinandersetzungen um Deutungshoheit, Transparenz, Selbstbestimmung und Mitbestimmung (244). Ihr Grundtenor wiederum scheint dennoch fundamental-optimistisch, was die Erkenntnis- und Veränderungspotenziale zur „Demokratisierung der Naturverhältnisse“, auf Basis eines nicht-eklektischen Ansatzes – der Politischen Ökologie anbetrifft (243).

Der dritte Teil dieses Bandes bündelt nun abschließend fünf recht diverse Beiträge zu „Praxis und Akteuren“ einer Gesellschaftstransformation. Etliche der Autor\*innen hier betonen dezidiert den Eigenwert mikrostruktureller Ansätze, die keinesfalls direkt aus Makrotheorien ableitbar wären. Manche von ihnen (Irene Dölling, Irene Zierke, Dieter Klein) knüpfen dabei de facto an eigene langjährige Arbeitsschwerpunkte an. So auch Irene Dölling in ihrem Plädoyer für praxeologische Ansätze sozialwissenschaftlicher Forschung, womit sie im akademischen Bereich derzeit breite Zustimmung erfahren dürfte. In der aktuellen Transformationsdebatte kommt ihr oftmals die „kulturelle Dimension“ des antizipierten Wandels sowie die Eigenlogik des praktischen Handelns von Akteuren zu kurz (260). Ganz klassisch bezieht sie sich auf Pierre Bourdieu und Loic Wacquants Verständnis sozial und relational situierter Akteur\*innen in konkreten Handlungsfeldern und die Notwendigkeit, die Blockaden unhinterfragter Klassifikationen reflexiv aufzubrechen (260f.) sowie die „Erkenntnismittel als Erkenntnisgegenstände zu behandeln“ (271). Dies zeigt sie hier ausführlicher am auch heute noch vielfach zentralen „Arbeitsparadigma“, und rekonstruiert die ihm inhärente symbolische Gewalt kritisch, auch aus einer feministischen Perspektive (mit Bezug auf Judith Butler). Aktuelle Debatten zum Wandel der Erwerbsarbeit, gerade im Kontext von Digitalisierung, Entgrenzung und doppelter Subjektivierung kommen hier allerdings eher am Rande bzw. indirekt in Betracht (271) und nicht als mögliche Ressourcen neuer Transformations-Ansätze.

Madeleine Sauer bringt nun Befunde ihrer Dissertation von 2006 zum „Mietshäuser Syndicat“ als Beitrag zur Erforschung „widerspenstiger Alltagspraxis“ kollektiver Akteur\*innen ein. Immerhin rund 100 Projekte haben sich diesem Modell einer „Selbstverwaltung des Wohnalltags“ (278), jenseits kapitalistischer Verwertungslogik von Wohnraum bereits angeschlossen und experimentieren dabei mit neuen Formen von Gemeineigentum und autonomer Selbstverwaltung. Mit Hilfe einer „queer-feministischen Perspektive“ will sie das Wissen aus diesen Alltagspraxen besser für die Forschung erschließen (eb.). Hierfür greift sie auf Zitate und Befunde aus Gruppendiskussionen zurück, woraus sich u.a. gut das Bemühen der Proband\*innen ablesen lässt, selbst induzierte gesellschaftliche „Ausschlussmechanismen“ möglichst zu vermeiden (290). So ordnet sie ihre Studie ein in die Analyse der „Mikroebene gesellschaftlicher Transformation“, um die handlungsfähigen Subjekte in ihren Alltagspraktiken „in emanzipatorischer Absicht“ (291) in den Blick zu nehmen.

Irene Zierke hatte ja seit längerem die „endogenen Potenziale“ im ostdeutschen Transformationsprozess zu ihrem Thema gemacht. Hier nun schließt ebenfalls an Bourdieu und zwar an sein Konzept des Habitus an (293 f.), dem üblicherweise nur begrenzte Wandlungsfähigkeit aufgrund seiner tiefen sozialisatorischen Prägung, seines Hysteresis-Effektes zugeschrieben wird. Auf der Basis von drei qualitativen Interviews zur ostdeutschen Transformation demonstriert sie anschaulich, wie verschiedene Proband\*innen ihre bis 1990 eher schlummernde Fähigkeiten und Ressourcen in den neuen Umbrüchen aktivieren konnten, um eine neue soziale Positionierung zu erreichen. Ihren eigenen qualitativen Befunden fügt sie abschließend umfangreiches quantitatives Datenmaterial zur Veränderung der Berufsstrukturen zwischen 1991 und 2009 auf Basis des Mikrozensus (nach Vester u.a.) an.

Der Beitrag von Mario Candeias fokussiert eher mögliche politische Akteure einer Transformation. Er beginnt zunächst mit dem Scheitern der griechischen Syriza, was für ihn v.a. „den autoritären Neo-

liberalismus ... des derzeitigen europäischen Projektes ... demaskierte“ (319). Mario Candeias stellt sodann das schwierige Vorhaben des Instituts für Gesellschaftsanalyse der Rosa-Luxemburg-Stiftung vor, ein anderes „Wissensformat“ zu generieren: „Anstelle der „akademischen Wissenschaft“ geht es um den Typus des transformativen Wissens, das auf emanzipative, selbstermächtigende Praxis aus ist.“ (321). Insofern operiere man hier mittlerweile mit Begriffen wie „Mosaik- und Transformationslinke oder verbindende Partei“ (322f.), um neue Bündnismöglichkeiten, auch auf europäischer Ebene zu erschließen und aus festgefahrenen Debatten auszubrechen. Auch die sozial „Abgeschriebenen“, „die von Politik nichts mehr erwarten und auch keine schlaun Transformationstexte lesen“ (324) solle man zu erreichen versuchen, indem man eine „aufsuchende Praxis ...“ verfolge, sich bemühe, „massenhaft Transformativ Organizer auszubilden, (sowie)eine Bewegungsschule für Vermittlungsintellektuelle“ (324) zu formieren. Aus Erfahrungen in Spanien, Griechenland aber auch Portugal heraus macht sich Mario Candeias für eine Prioritätenverschiebung „vom Diskursiven zum Materiellen“ (325) stark, die oft in kleinräumigen lokalen Kontexten – von Nachbarschaften und Städten etwa (330)- solidarische Praxen stärken könne. Schließlich kritisiert er eher basisdemokratisch das europäische Institutionengefüge, aber auf einem Debattenstand, der an die sich mittlerweile abzeichnenden Desintegrationsprozesse der Europäischen Union wenig anschlussfähig erscheint. Er selbst endet mit der Hoffnung auf eine „Synchronisierung widerständiger Politiken für ein anderes Europa“, denn: „Der erste Schritt jedes konstitutiven Prozesses ist die Schaffung eines politischen Subjekts“ (337) – eine Hoffnung, die m.E. implizit von unzutreffenden Interessenhomogenisierungen ausgeht und sich bislang in der langen Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung so gut wie nie realisiert hat.

Ein wichtiges Element im bisherigen Mosaik von Transformations-Überlegungen steht bis hier noch aus: die Frage, „ob Teile der Machteliten in der Lage sein werden, sich den Krisen des 21. Jahrhunderts auf neue Weise zu stellen“ (341). Genau diese Frage wirft nun Dieter Klein im abschließenden Beitrag auf. Er selbst war ja schon Ende der 1980er Jahre mit seinen Thesen zu den Chancen eines „friedensfähigen Kapitalismus“ hervorgetreten. Hier aktualisiert er seine damaligen Überlegungen, angesichts nun veränderter globaler Bedingungen, Krisen und Herausforderungen, die nur noch ein extrem kleines Zeitfenster zulassen, von vielleicht „ein oder zwei Dekaden“ (eb.), um auf der Erde nicht an irreversible Kippunkte zu gelangen. Dieter Klein geht hier wiederum von der Möglichkeit einer Differenzierung innerhalb der Herrschaftseliten aus und verweist konkret auf das historische Beispiel des „New Deal“ in den USA in den 1930er Jahren. Im wohlverstandenen Interesse des eigenen Überlebens, der Aufrechterhaltung gesellschaftlicher Stabilität und Dynamik, könnten auch nun wieder flexible Kreise der Eliten eine post-neoliberale, partiell sozialstaatlich regulierte, friedliche, tendenziell ökologisch sensible Entwicklung mitzutragen bereit sein, so seine Hoffnung. Allerdings wird es dazu einer konsensfähigen linken, transformationsorientierten Politik bedürfen, die bei diesen ersten Schritten letztlich nicht stehen bleiben will. Insofern begründet Dieter Klein hier nochmals den Ansatz einer „doppelten Transformation“, der sich auch aus der Einsicht in die Unwahrscheinlichkeit eines revolutionären, postkapitalistischen Umbruchs speist (342). „Das Konzept doppelter Transformation schließt mit dem Ziel einer post-neoliberalen progressiven Entwicklung innerhalb des Kapitalismus ein, dass Lern- und Reformfähigkeit innerhalb der bürgerlich-kapitalistischen Machteliten ausgenutzt werden, dass aber auf deren Grenzen mit dem Einstieg in den Übergang zu einer Großen Transformation über den Kapitalismus hinaus noch innerhalb der kapitalistischen Verhältnisse zu reagieren ist.“ (350).

Das Besondere an diesem Band ist insgesamt für mich die Offenheit, mit der sich die Autor\*innen auch gegenseitig widersprechen oder eigene frühere Positionen überdenken, die Vielfalt der Deutungen einer anstehenden Transformation, einer neujustierten Transformationstheorie und -praxis, die Bereitschaft zur (selbst-)kritischen Reflektion von Fortschritts- oder Entwicklungsparadigmen sowie von Steuerungserwartungen. Nicht mehr die imitative, nachholende postsozialistische Transformation ist das gemeinsame Thema in vielen Beiträgen, sondern eine global zu denkende „Große Transformation“ innerhalb des (westlich geprägten) Kapitalismus „und über ihn hinaus“, ausgehend von einer grundsätzlich ähnlichen Krisenwahrnehmung heutiger kapitalistischer Verhältnisse. Aber auf welche Weise, wie grundlegend und durch wen auch immer eine Inangriffnahme der Überwin-

dung dieses Krisenmodus überhaupt realistisch und realisierbar scheinen mag, welche Grade von Intentionalität und Steuerbarkeit man dabei unterstellt – darüber scheiden sich die hier versammelten Geister zum Teil erheblich. Von einem neuen, gemeinsamen „Ansatz“ einer kritisch gewendeten Transformationsforschung, als komplexes, stringentes Paradigma, kann hier kaum eine Rede sein. Dieser Band scheint somit nicht mehr und nicht weniger als die Einladung zu einem weiteren, offenen, selbstreflexiven, streitbaren Diskurs über die zukünftig wünschbaren Konturen unserer Gesellschaft, über die Möglichkeiten und Grenzen sozialwissenschaftlicher Erkenntnis und umgestaltender Praxis auf diesem Wege, sowie über die Tauglichkeit eines aktualisierten „Transformations“-Begriffes. Insofern trifft der Untertitel des Bandes auch auf die hier dargestellten Reflektionen und Positionierungen völlig zu: „Suchprozesse in Zeiten des Umbruchs“. Die postsozialistische, imitative Transformation ist tot – es lebe die dringliche, offene Suche nach Konturen und Durchbruchstellen auf dem Weg zu einer sozial-ökologischen und demokratisch-emanzipatorischen Transformation, so könnte wohl der kleinste gemeinsame Nenner dieses Bandes am ehesten lauten.

### Literatur:

Benkler, Yochai (2011): *The Penguin and the Leviathan: How Cooperation Triumphs over Self-Interest*. Crown Business. New York.

BISS public (2000): *Wissenschaftliche Mitteilungen aus dem Brandenburg-Berliner Institut für Sozialwissenschaftliche Studien 30*, Berlin.

Bourdieu, Pierre (1983): *Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital*. In: Kreckel, Reinhard (Hg.): *Soziale Ungleichheiten, Sonderband 2, Soziale Welt*, Göttingen, S. 183-198.

Kollmorgen, Raj; Merkel, Wolfgang; Wagener, Hans-Jürgen (Hrsg.) (2015): *Handbuch Transformationsforschung*, Springer VS Verlag, Wiesbaden.

Latour, Bruno (2007): *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteurs-Netzwerk-Theorie*, Suhrkamp, Frankfurt am Main.

Roth, Gerhard (2011): *Persönlichkeit, Entscheidung und Verhalten*. Klett-Cotta, Stuttgart.

Scharpf, Fritz W. (2000): *Interaktionsformen. Akteurszentrierter Institutionalismus in der Politikforschung*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.

Sennett, Richard (2012): *Together: The Rituals, Pleasures, and Politics of Cooperation*. Allan Lane Publishers, London.

Thomas, Michael (2014): *Transformation und Regionalisierung – Versuch eines produktiven Umgangs mit inflationären Leitbegriffen*, in: Brie, Michael (Hg.): *Futuring. Transformation im Kapitalismus und über ihn hinaus*, Münster, S. 281-302.

*Autorin der Rezension: Anna Schwarz, Professorin für Vergleichende Politische Soziologie, Europa-Universität Viadrina, Große Scharrnstraße 59, 15230 Frankfurt(Oder), aschwarz@europa-uni.de*